

Gott hat uns eine Stätte bereitet, in der er auf uns wartet. Wir sind Erwartete.

Fr. Aloysius Maria Zierl OCist

Einleitung

Es sind Menschen, die eine Hoffnung haben, Menschen, die eine Sehnsucht tragen.

Die ein Herz haben, das lieben will und die wissen, dass dieses Leben nicht genügen kann für ihre Liebe. Und so machen sie sich auf: getragen von Hoffnung und Sehnsucht. Und sie beginnen ein Werk. Wer nur das Leben hier – das nicht verneint, sondern froh bejaht werden muss – sieht, der fängt nichts Großes an. Denn jene Menschen, Bauleute und auch Mönche, die einen Klosterbau begonnen haben, wussten, dass sie in ihrer Lebenszeit nie das fertige Kloster, die fertige Kirche sehen werden. Und doch haben sie begonnen. Weil sie wussten, dass sie es erleben werden – von der anderen Welt aus; von der Gemeinschaft mit dem aus, auf den sie ihre Hoffnung und ihre Sehnsucht setzten, für den sie leben wollten, mit ihren Klagen und Schmerzen, ihrem Unvermögen und ihrer Einsamkeit. Aber für den sie auch gelebt haben mit ihren Freuden, mit der Erfüllung, die ihnen Anteil gab an der großen Fülle dessen, was sie erwartet und erhofft haben.

Der Ort, den die begannen zu bauen, sollte ein Ort der Begegnung sein: dem Leben begegnen. Gott begegnen, der Leben in Fülle ist und pures Leben. Auch wenn sie wussten, dass sie das Ende der Baustelle nicht hier erleben werden: für die anderen, die Nachkommenden, haben sie gebaut. Damit auch jene das Feuer der Liebe hier an diesem Ort erleben können, damit jene, die nachkommen, das Feuer lebendig halten, die Flamme der Liebe weitergeben. „Wer mir nahe ist, ist dem Feuer nahe“. Es waren Menschen, deren Herz offen war – für Gott, für die Brüder, die sie noch gar nicht kannten.

Fernand Pouillon beschreibt dies auf wunderbare Weise in seinem Roman *Singende Steine*, in welchem er (fiktiv) den Bau der Abtei Le Thoronet erzählt.¹

Jene wollten leben. Und zwar schon hier, nicht nur im Jenseits. Aber auch nicht nur im Diesseits. Davon geben die Kathedralen und Kirchen, die Klöster und Kreuzgänge Zeugnis: dass das hier nicht alles ist. Dafür gibt unser Orden, geben all die Schwestern und Brüder Zeugnis: dass das nicht alles ist.

Unsere Klöster und Kirche sollen Orte sein, die die Herzen füllen. Das Herz jedes einzelnen, aber auch der Gemeinschaft.

In einem ersten Teil möchte ich mich eher theoretisch und geschichtlich/architektonisch an dieses Thema, den Raum, heranwagen.

Wenn ich hier nun von Kloster spreche, dann gilt dies, das möchte ich vorwegschicken, nicht nur für das, was wir gemeinhin als Klöster verstehen. Ihnen sind Stätten anvertraut, die historisch und geistlich mit Klöstern unseres Ordens verbunden waren und sind. Deshalb dürfen wir es, das wage ich kühn zu sagen, auch auf unsere Kirchen beziehen, die heute nicht mehr (lebendige) Klosterkirchen sind. Denn es waren und sind ja weiterhin, durch Sie, durch uns, durch alle Menschen, die dorthin kommen um zu beten oder irgendwie im weitesten Sinn mit dem Göttlichen in Verbindung zu kommen, Gotteshäuser, Orte der Begegnung mit Gott, Orte des Heimkommens, im Wissen, Hoffen oder gar nicht – des Erwartetwerdens.

Wenn wir uns mit Liturgie und Raum beschäftigen, so ist das im klösterlichen Kontext ein weites Feld: denn das gesamte Kloster ist für Benedikt – und somit auch für die Zisterzienser – Haus Gottes. Mit Jakob können und sollen wir sagen: Non est hic aliud nisi Domus Dei et porta coeli (Gen 28,17). Kein Ort im Kloster ist für Benedikt ausgespart in der Begegnung mit Gott: das Oratorium, das Refektorium/der Speisesaal, die Werkstätten, die Pforte – ja sogar im Garten soll sich der Mönch in Gottes Gegenwart wissen (Kap 7, 12. Stufe). Ich nehme jetzt, über die *regula* hinausgehend,

¹ Fernand POUILLON, *Singende Steine*, (München 2013).

noch den Kreuzgang mit seinen Räumen dazu. Denn überall findet Liturgie statt: geordnetes Gebet, sich Hineinversetzen in die Gegenwart Gottes. Denn das ist für Benedikt ja so zentral: dass wir stets in der Gegenwart Gottes leben, leben sollen, und ihn nie vergessen dürfen (RB 7,10; 1. Stufe der Demut).

I. Raum

Nun denn, der Raum: wir sind Menschen aus Leib und Seele. Gottes ewiger Sohn selbst ist wahrer Mensch geworden. Deshalb braucht, das postuliere ich, der Mensch, brauchen Sie und ich, Orte. Wir sind und wollen uns verorten: woher komme ich, wohin gehe ich? Wir brauchen Heimat, auch hier auf Erden. Das ist vielleicht die eigentliche Bestrafung für Kain zu Beginn der Genesis: dass er ruhelos umherziehen muss (Gen 4,12).

Wir brauchen das sprichwörtliche Dach über dem Kopf, weil wir eben nicht nur reine Geistwesen sind.

Deshalb brauchen wir auch Orte des Gebetes, Orte, die uns räumlich Gott näherbringen. Natürlich ist Gott mir überall gleich nah, oder je nachdem, gleich fern. Und immer wieder taucht die Gegenfrage auf: wozu brauchen wir Kirchen, Kapellen, Oratorien? Ich kann ja im Wald ebenso beten. Ja, das können wir. Und es stimmt: dort ist mir Gott sicher genauso nahe, wie in einer Kirche. Oft muss sogar der hl. Bernhard dafür herhalten mit seinem Wort, dass wir in den Wäldern eher Gott finden werden als in den Büchern. Dass dieses Zitat meistens aus seinem Kontext gerissen wird, lassen wir jetzt einmal beiseite.

Kirchen sind solche Räume, die uns Gott näherbringen sollen, die gebaut wurden, um Orte der Gottesbegegnung zu sein. Denken wir an die Kirchen der Jahrhunderte, denken wir an den herrlichen Altenberger Dom, in dessen Schatten wir uns in diesen Tagen befinden: da ist die Architektur gleichsam ein beständiges *Sursum corda!* – Empor die Herzen!

Schon im Alten Testament finden wir die Beschreibung des Tempels, den Auftrag Gottes, statt des Zeltheiligtums den Tempel

zu bauen. Nein, das stimmt so nicht: Gott selbst ist es, der sagt, dass er sich ein Haus bauen wird (2Sam 7).

Liturgie braucht also einen Ort, braucht das Gefüge von Platz, der frei ist für Gottesdienst. Benedikt mahnt im 52. Kapitel *Über das Oratorium*, dass das Oratorium sein soll, was der Name besagt: Ort des Gebetes. Und das dort nichts Anderes getan werden soll, als was der Name besagt. Ich darf hier kurz einschieben, warum Benedikt dies sagt: in seiner Tages- und Gebetsordnung sieht Benedikt reservierte Zeiten für Gebet und Arbeit vor; er trennt also diese beiden Bereiche. Bei den Wüstenvätern war dies nicht so; dort wurden während des Gebetes einfache Arbeiten verrichtet wie das Flechten von Matten und Körben. Folglich musste das Arbeitsmaterial auch im Gebetsraum aufbewahrt bzw. bereitgestellt werden.²

2017 stellt Thomas Küntzel in der *Analecta Cisterciensia* in einem Beitrag „Forma templi – Planung mittelalterlicher Cistercienserkirchen“³ die Baugeschichte von Zisterzienserkirchen dar in Form verschiedener Modi. (Folie 2) Ziel war ein Gleichmaß, eine Form, die in Variation das Ganze bildet. Obwohl sich die frühen Zisterzienser, allen voran Bernhard von Clairvaux, so entschieden von Cluny absetzen wollen, verwenden doch auch sie in der Grundstruktur deren Architektur.⁴ Bei Küntzel finden sich vor allem aber auch die, allgemein bekannten, biblischen Vorbilder von Kirchen: der Tempel Salomos, das Allerheiligste oder, eschatologisch vorausgebildet, die Beschreibung des himmlischen Jerusalem aus der Offenbarung des Johannes.⁵

Bernhardinischer Plan?

Wolfgang Braunfels nennt in seinem Werk über die Abendländische Klosterbaukunst aus den 60er Jahren „Armutsgesetz und Luxusverbote“⁶ als Schlagworte auch für die

² vgl. Michaela PUZICHA, Kommentar zur Benediktusregel (St. Ottilien 2002) 438.

³ Thomas KÜNTZEL, Forma templi – Planung mittelalterlicher Cistercienserkirchen, in: ACi (Heiligenkreuz 2017) 289-313.

⁴ Vgl. KÜNTZEL, Forma templi, 292.

⁵ vgl. ebd., 307.

⁶ Wolfgang BRAUNFELS, Abendländische Klosterbaukunst (Köln 1969) 118.

Baukunst der Zisterzienser. „Alle Anstrengung der neuen Ordnung richteten sich auf Vereinfachung, Verdeutlichung, Präzision.“⁷ Die neuere Forschung sieht einen sogenannten *Idealplan* jedoch kritisch; ist man in den 50er Jahren noch von ganz persönlichem Einfluss des hl. Bernhard ausgegangen⁸ (vgl. Esser 1953), lässt sich diese These heute nicht mehr halten, ja man geht sogar weg vom Gedanken eines einheitlichen Planes – trotzdem sind Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen in der Bauweise zu erkennen.⁹ (Folie 3)

Wurde unser Orden als Reformgemeinschaft gegründet, um sich gegen die reich gewordenen Abteien abzusetzen, so sollte dies auch sichtbar werden in der Gestaltung unserer Klöster und Kirchen. Sie wollten einfach und arm leben, als *pauperes Christi*, wie ein ebenso bekanntes Schlagwort sagt. Unser Orden ist in der Reduktion groß geworden; es ist die Sehnsucht nach „Gott pur“; nichts soll ablenken, alles hinführen zum Einen, zu Gott. Die Kargheit des Lebens sollte sich auch in der Kargheit der Architektur widerspiegeln. Jens Ruffer nennt dies, aus dem Generalkapitelsstatuten zitierend, die *forma ordinis*, die aber nie eindeutig definiert wird – was wir als Weite und Unabgeschlossenheit sehen können. Er folgert daraus sehr schön und treffend: „Die Kontexte, in denen der Begriff [*forma ordinis*, Anm. AMZ] verwendet wurde, machen deutlich, dass die Zisterzienser sich bemühten, einer inneren Einstellung einen adäquaten äußeren Ausdruck zu verleihen, und dass die gefundenen Lösungen kein einmaliges normatives Diktum darstellten. Im Gegenteil: sich verändernde Umstände erforderten neue bzw. andere Lösungen.“¹⁰

Bei aller sicher bestehenden Kargheit und Strenge (die aber außerhalb der Klöster doch nicht anders war!) weist Louis Bouyer

7 ebd., 122.

8 vgl. Karl Heinz ESSER, Über den Kirchenbau des Hl. Bernhard von Clairvaux. Eine kunstwissenschaftliche Untersuchung aufgrund der Ausgrabung der romanischen Abteikirche Himmelsrod, in: Archiv für Mittelrheinische Kirchengeschichte 5 (Speyer am Rhein 1953) 195-222.

9 vgl. Katharina KOJA, Die Architektur der Zisterzienser in Spanien: Auf den Spuren der Abtei Morimond im 12. und 13. Jahrhundert., Masterarbeit an der Universität Wien (Wien 2023) 36.

10 Jens RÜFFER, Bauen für die Ewigkeit, in: Spiritualität und Raum und Bild. Studien zur Geschichte, Kunst und Kultur der Zisterzienser Bd. 26 hg. v. Andreas BEHRENDT – Jens RÜFFER (Berlin 2007) 129-160, 150

darauf hin, dass haben wir es nicht mit depressiven, emotionslosen Menschen zu tun:

„Zu diesem Humanismus findet man nur, wenn man ihn nicht direkt sucht, sondern wenn man sich ganz einfach um die rückhaltlose Treue zu Christus müht. Diese rigorosen Asketen ... sind auf wunderbare Weise Menschen ihrer Zeit, und weil sie es sind, strahlen sie eine außerordentliche Kraft aus, um ihre Menschenbrüder für Gott zu gewinnen. ... In ihrem intimen Leben mit Christus lebt der ganze Reichtum der Empfindsamkeit ihres Zeitalters, und umgekehrt haben sie durch die übernatürliche Liebe die menschlichsten Empfindungen ins Licht getaucht, wie etwa die warme und persönliche Freundschaft, die mit unendlicher Zartheit in diesen Klöstern geblüht hat, die uns so furchtbar streng vorkommen, und die es auch gewesen sind. [...] [Dort findet sich] ein Christentum, in dem die Kontemplation nichts Egoistisches an sich hat; wo die Liebe, die man für Gott hat, dazu antreibt, um Liebe für Gott zu werben, und zwar dadurch, daß man alles, was Gott liebt, genauso liebt wie Gott selbst, mit einer Liebe, in der man sich völlig hingibt.“¹¹

Es geht hier nicht um Negierung von Schönheit, nein. Es braucht Zeit und Muße und sicher auch die Gabe der Achtsamkeit, um die schlichte Schönheit kennen zu lernen und zu sehen. Schönheit ist ein Attribut Gottes und nicht sollte sich vor Gott, den Schönen, stellen.

Matthias Untermann erklärt dies so: „Die verwendete Terminologie zeigt also, daß die Zisterzienserkirchen des 12. Jahrhunderts ‚schön‘ waren, schön und dauerhaft sein sollten – ohne Luxus und Überflüssiges zu zeigen und ohne die Mönche durch Attraktionen vom Gebet abzulenken.“¹²

Da Schönheit für uns auch ein Attribut Gottes ist, kann und darf uns die Schönheit einer Kirche, die Schönheit unserer Klöster auch zum Verweis auf den noch je schöneren sein; wenn unsere Väter

¹¹ Bernhardin SCHELLENBERGER, Ein Lied das nur die Liebe singt (Freiburg ²1984) 19f.

¹² Matthias UNTERMANN, Forma Ordinis (München 2001) 107.

prunkvolle Ausstattungen der Kirchen ablehnten, dann lehnten sie ja nicht die Schönheit ab! Gerade in einer vordergründigen Schlichtheit findet sich soviel Schönes! Diese Schlichtheit soll uns fokussieren, soll alles Ablenkende aus dem Blick nehmen, um offen und bereit für Gott zu sein, frei zu werden für die Begegnung mit dem Lebendigen.

Dostojewski wird das Wort zugesprochen, dass die Schönheit die Welt retten wird.

Doch zurück zum vermeintlichen Idealplan. Dieser „Idealplan“ verbreitet sich durch das Prinzip der Filiation und dem Wunsch, dass alle Klöster nach denselben Bräuchen leben; dass dieser aber adaptiert wurde, versteht sich; denn die Gegebenheiten, die man am Ort einer Neugründung vorfindet sind nunmal niemals identisch. Hier in Altenberg fänden wir den klassischen Plan vor.

Doch wie sieht dieser nun aus: im Norden erstreckt sich die Klosterkirche, gleichsam, um das Kloster vor dem Dunklen zu schützen. südlich daran anschließend das eigentliche Clastrum, der Kreuzgang, mit seinen verschiedenen Räumen und wiederum daran anschließend im Süden das Refektorium. Im Westen findet sich der Laienbrüdertrakt.

„Die Vorstellung vergegenwärtigt sich einen ausgereiften Klosterorgansimus, in dem für alles gesorgt war, jeder Überfluß vermieden wurde und der sich aus lauter gleichartigen Bauelementen herstellen ließ, die der Kirche nur dank ihren größeren Ausmaßen den Ehrenplatz zuwiesen.“¹³

Der Kreuzgang

(Folie 4)

Sie alle kennen genügend Klöster, seien es Ihre Wirkungsstätten, seien es Orte, die Sie besucht haben oder – wie in meinem Fall – in dem ich leben darf, die einen intakten Kreuzgang haben. Der Kreuzgang hat in erster Linie den praktischen Grund, trockenen Fußes und mehr oder weniger geschützt von A nach B zu kommen. Zusätzlich finden sich Räume, die aus dem Kreuzgang

13 KOJA, Die Architektur der Zisterzienser, 123f.

hinauswachsen bzw. an ihn angebaut sind, die zu den zentralen Orten eines Klosters gehören; das waren ursprünglich die Bibliothek, der Kapitelsaal, das Dormitorium, ein Brunnenhaus und das Refektorium (siehe Plan). Doch der Kreuzgang war/ist Ort des Gebetes, der privaten geistlichen Lesung und Meditation (weswegen die Bibliothek auch an den Kreuzgang angeschlossen war), ein Ort für Begräbnisse und die Fußwaschung. In Zwettl haben sich beispielsweise die tönernen Röhren bis heute erhalten, durch die das Fußwasch-Wasser in den Kreuzgangarten geleitet wurde. Und da sind wir bereits bei einem liturgischen Akt; Liturgie als geordnete, ritualisierte Form des Gebetes. Aber auch das Refektorium, der Kapitelsaal und, nicht zu vergessen, der Friedhof, waren und sind Orte liturgischen Handelns, Orte des Gebetes. Doch dies sei nur der Vollständigkeit willen halber erwähnt.

Die Kirche

Die Klosterkirchen waren ursprünglich reine Mönchskirchen. Es war nicht vorgesehen, dass Menschen von außen in diese Kirche kamen; das dürfen wir nicht vergessen – so fremd uns dies heute erscheint. Die große Kirche von Altenberg und jedes anderen Klosters war ausschließlich für die Mönchsgemeinschaft und die Konversen bestimmt; weswegen es erst im Nachhinein Eingänge an der Westseite gibt. Das Kirchenschiff war für die Laienbrüder, abgetrennt durch einen Lettner vom eigentlichen Bereich der Profesmönche. Hinter dem Lettner findet sich das Chorgestühl und dann öffnet sich der eigentliche Chorraum mit der Vierung. Und diese Aufteilung wurde sinnbildlich verstanden und auch auf Christus am Kreuz gedeutet: der Chor als das Haupt, das Chorgestühl als die Lunge und das Langhaus mit den Konversen als die Füße; das Querhaus, wenn auch bei uns meist sehr verkürzt – was folglich ein bisschen Phantasie bedarf – die Arme, die das Kloster umfassen: im Norden die Toten auf dem Friedhof, im Süden das Clastrum, die lebende klösterliche Gemeinschaft.

Klosterkirche als himmlisches Jerusalem

Das Kloster sollte schon hier auf Erden ein Vorgeschmack des Himmels sein; wenn die Mönche und Nonnen schon durch ihren Chordienst ein engelgleiches Leben führten, wie ihnen zumindest zugesprochen wurde (und noch bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts sprach man bekanntlich vom *Stand der Vollkommenheit*), so ist es verständlich, dass sie in einem Paradies leben. Dem verschlossenen Garten (*hortus conclusus*) wird das himmlische Jerusalem zugesellt, wie es in der Apokalypse beschrieben wird, wie es aus dem Himmel herabkommt:

^{21, 10} Da entrückte er mich im Geist auf einen großen, hohen Berg und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem, wie sie von Gott her aus dem Himmel herabkam, ¹¹ erfüllt von der Herrlichkeit Gottes. Sie glänzte wie ein kostbarer Edelstein, wie ein kristallklarer Jaspis. ¹² Die Stadt hat eine große und hohe Mauer mit zwölf Toren und zwölf Engeln darauf. Auf die Tore sind Namen geschrieben: die Namen der zwölf Stämme der Söhne Israels. ¹³ Im Osten hat die Stadt drei Tore und im Norden drei Tore und im Süden drei Tore und im Westen drei Tore. ¹⁴ Die Mauer der Stadt hat zwölf Grundsteine; auf ihnen stehen die zwölf Namen der zwölf Apostel des Lammes. ¹⁵ Und der Engel, der zu mir sprach, hatte einen goldenen Messstab, um die Stadt, ihre Tore und ihre Mauer zu messen. ¹⁶ Die Stadt war viereckig angelegt und ebenso lang wie breit. Er maß die Stadt mit dem Messstab; ihre Länge, Breite und Höhe sind gleich: zwölftausend Stadien. [...] ^{22,3} Die Stadt braucht weder Sonne noch Mond, die ihr leuchten. Denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie und ihre Leuchte ist das Lamm. ²⁴ Die Völker werden in diesem Licht einhergehen und die Könige der Erde werden ihre Pracht in die Stadt bringen. ²⁵ Ihre Tore werden den ganzen Tag nicht geschlossen - Nacht wird es dort nicht mehr geben. ²⁶ Und man wird die Pracht und die Kostbarkeiten der Völker in die Stadt bringen.

Schon Petrus Damiani greift dieses Bild auf¹⁴; und der hl. Bernhard schreibt, dass ein Mönch, der ins irdische Jerusalem aufbrechen wollte, in Clairvaux sein wahres Jerusalem gefunden hat: „Euer Philipp wollte nach Jerusalem aufbrechen. Er fand einen Weg, die Reise abzukürzen, und kam rasch, wohin er wollte. In kurzer Zeit überquerte er dieses große und weite Meer und erreichte in günstiger Fahrt schon den ersehnten Strand und landete schließlich im Hafen des Heils. Schon stehen seine Füße in den Hallen Jerusalems; [...] freilich nicht in dem irdischen, das am Berg Sinai in Arabien liegt und das mit seinen Söhnen in der Knechtschaft lebt, sondern in jenem freien Jerusalem, das unsere Mutter im Himmel ist. Wenn ihr es wissen wollt: Clairvaux ist es. Diese selbst ist Jerusalem, dem himmlischen ganz verbunden durch Frömmigkeit der Seele, Nachfolge im Leben und besonderer Verwandtschaft des Geistes.“¹⁵ Und in einem späteren Brief schreibt er: „Denn nicht das irdische Jerusalem, sondern das himmlische zu suchen ist das Ziel der Mönche; dies erreichen wir nicht durch die Schritte unserer Füße, sondern durch den Fortschritt und das Verlangen unseres Herzens.“¹⁶

So finden wir also hier auf Erden bereits – auch in der Architektur – ein Abbild des himmlischen Jerusalem, ein Vorausbild, natürlich nur im Schatten, auf das, was kommen wird. (Folie 5) Erlauben Sie, dass ich uns deswegen nach Heiligenkreuz versetze: der gotische Hallenchor unserer Kirche, um 1295 eingeweiht, ist nahezu quadratisch. Bunte Fenster umgeben drei von vier Seiten, auch wenn auf der Südseite nicht mehr alle Fenster vorhanden sind; an der Kirchendecke sehen wir Sterne und durch die neugotische Architektur der Altäre mit Dächern und Türmchen sehen wir quasi eine Stadt. Und genau in der Mitte steht – am gotisch-historischen Ort – der neugotische Baldachinaltar. Die großen Fenster stehen hier für die Edelsteine, die Sterne für den neuen Himmel, die Altäre für eine neue Erde – und in der Mitte

14 vgl. Jens RÜFFER, Die Zisterzienser und ihre Klöster Leben und Bauen für Gott (Darmstadt 2008) 47.

15 Bernhard VON CLAIRVAUX, Brief 64 An Alexander, den Bischof von Licoln, in: Gerhard WINKLER, Bernhard von Clairvaux – Sämtliche Werke II (Innsbruck 1992) 554-557.

16 Bernhard VON CLAIRVAUX, Brief 399 An Abt Lelbert von Saint-Michel, in: Gerhard WINKLER, Bernhard von Clairvaux – Sämtliche Werke III (Innsbruck 1992) 784-787.

dieser himmlischen Stadt steht das Lamm. Dafür steht der Altar. Hier wird, erlauben Sie mir, dies so zu sagen, das Wort in der Eucharistiefeier Fleisch. Nach unserem katholischen Verständnis wird in der Eucharistie Kreuz und Auferstehung eins, wir aus dem Brot Christus selbst: und wir wollen dem Lamm folgen, wohin es geht. Das ist für uns innigste Vereinigung.

II. Liturgie

Wenn wir nun Ort und Raum betrachten haben, der unser Lebensraum sein soll, dann darf der Inhalt nicht zu kurz kommen. Die Liturgie, die der Benediktiner aus Maria Laach Angelus Häußling (1932-2017) im Lexikon des Mittelalters als „Gesamtheit der gottesdienstlichen Handlung der chr. Kirche“¹⁷ beschreibt, ist nach katholischem Verständnis ja der eigentliche Grund, warum wir Kirchen bauen. Es sollen ja Stätten des Gebetes sein; den Erbauern ging es nicht darum, ein Kunstwerk für Menschen zu schaffen, sondern für Gott. Auch der Tempel des Volkes Israel war ein Ort für Gott, Ort der Gegenwart Gottes. In Jes 2,3 heißt es, dass die Völker zum Haus Gottes ziehen, und im Psalm 133, den der hl. Benedikt täglich in der Komplet beten lässt, werden jene angesprochen, die stehen im Haus des Herrn. Hier haben wir also liturgische Gedanken, dass Menschen gemeinsam beten, sei es im Tempel, sei es in den christlichen Kirchen des Neuen Bundes.

Kirchen sind also in erster Linie Orte des Gebetes, Orte der Gottesbegegnung, wie ich im ersten Teil schon kurz skizziert habe. Und die Liturgie ist das Ordnende im klösterlichen Leben: die Gebetszeiten, die sich über den Tag verteilen, strukturieren diesen Tag. Und das lässt sich wiederum schön mit der Architektur verbinden: die Gebetszeiten im Haus Gottes sind die Säulen, die es tragen; zwischen diesen ist Raum, ist Luft, ist das, was zwischen den Zeiten des Gebetes passiert: die Arbeit, die Muße, das gemeinschaftliche Leben. Und so werden die liturgischen Zeiten das Ordnungsprinzip des Tages, des Jahres, eines Lebens.

17 Angelus Häußling, Art. Liturgie I. Allgemein; Abendland, in: LMA 5, 2026-2029.

Innerhalb und außerhalb des Klosters. Und wie sich ein Tag und ein Jahr im Lauf der Sonne vollziehen, so vollzieht sich unser Leben im Raum der Kirche – räumlich als auch gemeinschaftlich – in der Liturgie, in Festzeiten und Einheiten.

Liturgie ist aber immer Gemeinschaftsgebet. Sie vollzieht sich in einer konkreten Gemeinschaft, aber auch diese Gemeinschaft ist wiederum Teil einer größeren; jedes Kloster, aber auch jede andere kirchliche Gruppe oder Gemeinschaft ist Teil einer Kirche. Ich weiß, die vielen Freikirchen sind dahingehend eine neue und andere Entwicklung. Aber wenn ich einmal von dem, was wir klassischerweise als Kirche verstehen, spreche, dann ist es so. So ist unser gemeinschaftliches Beten in das Gebet der Kirche eingewoben. Und deswegen ist das Chorgebet der Klöster, aber auch das Stundengebet aller Gläubigen Gebet im Dienst der Kirche.

Und dies ist der Unterschied zum privaten Gebet, in welcher Form auch immer: Liturgie entsteht aus Gemeinschaft. Und wenn ich für mich allein das Offizium, also das Stundengebet bete, bete ich es mit und in der Gemeinschaft der Kirche. So sieht es Benedikt schon im 52. Kapitel vor, wie ich vorher genannt habe: dass das Oratorium Ort des gemeinschaftlichen, gemeinsamen Gebetes ist, aber jeder auch jederzeit zum privaten Gebet kommen kann. „Denn mein Haus wird ein Haus des Gebetes sein für alle Völker.“ (Jes 56,7)

Unser Chorgebet bzw. das Stundengebet ist vor allem ein Beten des Psalters, der 150 Psalmen des Alten Testaments und verschiedener Hymnen und Lesungen. Blicken wir ins Judentum, so sehen wir, dass auch hier die Psalmen – nicht alle, aber doch einige – in den Synagogengottesdienst gehören bzw. in der Liturgie in der Synagoge gesungen wurden bzw. werden. Zwar sind einzelne Psalmen persönliche Bitten und Gebete, Gespräche mit Gott, aber viele sind schon inhaltlich auf den Tempel und den Kult bezogen.

Das Gebet ist nach wie vor Hauptaufgabe der (monastischen) Klöster; und auch alle anderen Gemeinschaften können nur aus dem Gebet leben. Ja für die ganze Kirche gehört das Gebet/die Liturgie zu den drei Grundvollzügen des Glaubens, neben der

Caritas und dem Zeugnis, der *martyria*. Bitte hören sie meine Ausführungen hier auch wiederum nicht exklusiv auf Ordensleute gesehen, sondern sehen sie diese Aussagen als Worte für alle Glaubenden, für uns alle. Sicher: es gibt Schattierungen und Unterschiede, doch wenn ich von liturgischem Gebet oder Liturgie spreche, dann meine ich vielleicht oft eine bestimmte und normierte Form des Betens – aber letztlich geht es mir allgemein um das Gebet und so um Gottesbegegnung.

Unser Chorgebet, das ja nur ein Teil jenes Gebetes ist, das unsere Schwestern und Brüder in den früheren Jahrhunderten viel ausführlicher gebetet haben, wird gehalten im Chorgestühl. Dieses steht in der Kirche, in der Mitte der Kirche, als – um das Bild des Körpers aufzunehmen – Lungenflügel. Dort dürfen wir jeden Tag Gott preisen, ihm unser Lob- und Liebeslied singen: stellvertretend für die ganze Welt. Wie Sr. Hedwig Silja Walter OSB in ihrem *Gebet des Klosters am Rande der Stadt* schreibt: „Und jemand muss singen, Herr, wenn du kommst! Das ist unser Dienst: Dich kommen sehen und singen. Weil du Gott bist. Weil du die großen Werke tust, die keiner wirkt als du. Und weil du herrlich bist und wunderbar, wie keiner.“

Gebet

Das Gebet nimmt also in unserem Leben eine bevorzugte Stellung ein – so, wie die Kirche in der Gesamtarchitektur des Klosters einen besonderen Platz einnimmt. Es ist die Sehnsucht nach dem *vacare Deo*, dem frei sein für Gott. Das hat doch die Wüstenmütter und –väter dazu animiert, hinauszuziehen in die Wüste und ein anderes Leben zu führen. Auch in der Vita des hl. Benedikt, die uns Gregor der Große im II. Buch der Dialoge der italischen Väter überliefert, ist es der Überdruß an Weltlichkeit, der Benedikt in die Höhle von Subiaco führt. Aber auch dies nicht in einer egoistischen Haltung nach dem Motto: nach mir die Sintflut.

Wie die Schlichtheit unserer ursprünglichen Kirchen uns frei machen sollte von Ablenkung, so ist auch der persönliche Eintritt in ein Kloster kein Lebewohl des Herzens. Im Gegenteil: der hl.

Aelred von Rievaulx schreibt in seiner Reklusenregel: „Umfasse die ganze Welt in einer einzigen Umarmung Deiner Liebe. Allen öffne dein liebendes Herz; für sie vergieß deine Tränen, für sie trage deine Bitten vor Gott. Dieses Almosen ist Gott besonders teuer, Christus besonders angenehm, deiner Berufung angemessen und denen, für die du es darbringst, besonders fruchtbar.“¹⁸

Und Nikolaus von Clairvaux konkretisiert dies „Du sagst, ich kümmere mich um niemanden mehr. Das ist nicht wahr. Ich habe nicht, weil ich in Clairvaux bin, alle menschlichen Empfindungen ausgezogen. Gott ist mein Zeuge, wie ich euch alle im Herzen trage. Bin ich von euch auch dem Leibe nach fortgegangen, so werde ich dem Herzen nach doch in alle Ewigkeit nicht von euch fortgehen.“¹⁹

Wir stehen ja in erster Linie nicht für uns im Chor! In erster Linie ist unser Chorgebet jener zweckfreie Lobpreis, den die Kirche Gott dem Dreieinen darbringt. Und doch dürfen wir alle die Menschen, die wir im Herzen tragen, hineinnehmen in unser Beten. Neben dem persönlichen Gebet ist es vor allem das gemeinsame liturgische Gebet, das unser Leben ausmacht. Die ersten Zisterzienser, wie auch die Benediktiner, sind gegen 2.30 Uhr aufgestanden, um Gott zu preisen, in diesem Dienst der Stellvertretung und haben durch ihr Gebet – liturgisch wie privat – und ihre Arbeit, ja ihr Dasein, gelebt *pro mundi vita*, für das Leben der Welt. Und nichts anderes sollen doch auch wir Glaubenden heute: Zeugen Jesu Christi sein, für das Leben der Welt.

Es geht also um die Begegnung von Gott und der Einzelseele im Raum der Kirche: dies meine ich sowohl gemeinschaftlich als auch räumlich. Es ist die Begegnung mit dem, der aus der Finsternis das Licht hervorbrachte. Begegnung mit Jesus von Nazareth, dem Licht vom Licht, wie wir im nicäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis beten. Er, der selbst gesagt hat: Ich bin das Licht der Welt (Joh 8,12). Er will unser Leben, mein und Dein Leben, erleuchten. Er will selbst das Licht meines Lebens sein, wie schon der Psalmist betet: Dein Wort ist meinem Fuß eine Leuchte, ein Licht für meine Pfade (Ps 118 (119), 105). Er ist das wahre Licht, das vom Vater gekommen ist, das Licht der Seele.

18 SCHELLENBERGER, Ein Lied, Text 111, 123.

19 SCHELLENBERGER, Ein Lied, Text 110, 122f.

(Folie 6)

Und dann haben wir die Architektur, die sich am Lauf der Sonne orientiert: Wenn wir frühmorgens beten, geht im Osten die Sonne langsam auf und erhellt, Minute um Minute mehr, den Kirchenraum durch die Fenster an der Ostseite; die (spätmittelalterliche) Gemeinschaft zieht nach der Morgenliturgie in den Kapitelsaal, das Refektorium wird mittags und auch am frühen Abend vom Strahlen der Sonne erleuchtet und abends, zur Vesper, wird die Kirche durch Fenster in der Westfront in goldenes, warmes Licht getaucht. So bewegen wir uns im Licht: kosmisch und glaubend. Leben im Lichte Christi. Schon der hl. Benedikt mahnt, dass alles bei Tageslicht geschehen soll (RB 41,8). Die Kommentare zur Regel sind sich einig: hier geht es nicht nur um eine praktische Vorschrift, sondern auch um eine geistliche: allezeit sollen wir im Lichte des Auferstandenen leben.²⁰ Wir sind hineingestellt in diese kosmische Ordnung: denn unser Gebet verbindet Himmel und Erde, Gott und Mensch. Und, wie es im Buch der Sprichwörter heißt: Meine Freude war es, bei den Menschen zu sein (Spr 8,31).

Unsere Kirchen sind dafür gebaut: als Orte des gemeinschaftlichen Gebetes. Waren bis ins 4. Jahrhundert die normalen Häuser der Christen die Versammlungsorte, so wurden nach Konstantin (und später Theodosius) eigene kultische Räume, Kirchen, gebaut. Der Raum hat also in erster Linie eine dienende Funktion: Ort für den Kult zu sein. Er ist nicht Ziel, sondern Mittel. Und auch das wie auch immer geartete und geordnete liturgische Gebet ist nicht Ziel, sondern Mittel. Davon ausgehend hat sich auch eine zweite, ich will nicht sagen, neue Sichtweise entwickelt: weg vom heiligen Ort/Raum, hin zur heiligen Feier. Das ist Ihnen aus evangelischer Sicht vielleicht näher: Denn die Feier des Gottesdienstes, die Versammlung der Glaubenden ist es, die den Ort heilig macht oder eben durch die gemeinsame Feier/Liturgie verwandelt oder heiligt. Das ist das Haus aus lebendigen Steinen, von dem der hl. Petrus schreibt (1Petr 2,5). Und da sind wir wiederum bei der Liturgie, dem gemeinsamen Gebet. Und wie der Raum Abbild und

²⁰ vgl. PUZICHA, Kommentar zur Benediktusregel, 373.

Vorausbild einer künftigen Wirklichkeit ist, so ist es auch die Liturgie. Wenn wir glauben, dass sich im Gebet, in der Liturgie Himmel und Erde berühren, wenn unser Sanctus, Sanctus, Sanctus mit dem Sanctus der Engel zusammenklingt und Himmel und Erde gemeinsam Gott anbeten, dann ist auch das ein Vorausbild auf die himmlische Liturgie, wie sie beispielsweise auch in der Offenbarung des Johannes beschrieben wird.

Urbs Jerusalem beata

(Folie 7)

Mich dem Ende nähernd, möchte ich nun auf einen ganz besonderen Hymnus aus dem Stundengebet kommen: das *Urbs Jerusalem beata*, der Hymnus zum Kirchweihfest. Weil sich hier beide Ebenen treffen: der Raum und die liturgische Feier. Nach klassisch kirchlichem Verständnis wird alles, was geweiht wird, dem Irdischen entzogen. In dieser Denkweise wird durch die Weihe, die früher eine unglaublich symbolreiche Liturgie war, eine Kirche Gottes besonderes Eigentum, ein Ort, der reserviert ist für Gott, für das Gebet und so auch die Liturgie. Besonders eindrücklich sehe ich die Weihe eines Altares, der, mit Chrisam gesalbt an fünf Stellen, entzündet wird. Meiner Ansicht nach ist das ein Konglomerat ein Eindrücken, visuell und auch duftend. Für mich ein erhebendes, berührendes Erlebnis. Im Stundengebet des Kirchweihfestes findet sich seit Jahrhunderten der Hymnus *Urbs Jerusalem beata*; dort wird in fünf Strophen die Herabkunft des Himmlischen Jerusalem besungen. Stätte des Friedens, mit Perlen geschmückt, mit Edelsteinen besetzt, mit goldenen Mauern und Straßen:

Sel'ge Stätte voll des Friedens, / neue Stadt Jerusalem,
Die erbaut ist in den Himmeln / aus lebendigem Gestein
Und im Lichtgeleit der Engel / strahlt wie eine junge
Braut.

Im Geschmeide ihrer Schönheit / steigt vom Himmel sie herab, Hold bereitet, voll Verlangen / ihrem Herrn vermählt zu sein. Ihre Straßen, ihre Mauern / sind aus reinem Gold erbaut.

Perlen schimmern auf den Toren, / deren Flügel offen stehn, Um zum großen Fest zu laden / in des Lammes Heiligtum Jedem, der für Christi Namen / in der Welt Bedrängnis litt.

Fremd ist dieser Stadt das Dunkel: / ihre Sonne ist das Lamm. Unaufhörlich tönt ihr Jubel, / niemals endet ihr Gesang, Ewig preisen ihre Lieder / den, der strahlend in ihr wohnt.

(Münsterschwarzacher Antiphonale, 355)

Wenn wir hier in Altenberg sind, will ich dies mit dem großen Westfenster vereinen, das auch als eine Darstellung des Himmlischen Jerusalems beschrieben wird: wenn wir dieses Fenster betrachten, am schönsten, wenn das Licht von außen durchscheint und den Dom in warmes, gold-orangenes Licht taucht: ist dies nicht ein Erleben von Schönheit, die tief innen berührt? Ja werden bei diesem Licht, das, getragen vom Licht des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, diese Kirchen, gerade die gotischen Kirchen mit ihren großen Fenstern nicht im eigentlichen Kathedralen des Lichts? Dieser herrliche Altenberger Dom, in dessen Schatten wir uns finden, er sollte ein Abbild, ein Vorausbild sein dessen, was uns erwartet. Ein Vorausbild der Wohnung dessen, **der** uns erwartet. Das Haus Gottes unter den Menschen. Jene Schönheit und Erfüllung, die uns verheißen ist, nicht als leeres Versprechen oder Vertröstung, sondern als eine Wahrheit, die alles Begreifen übersteigt. Pouillon schreibt im eingangs erwähnten Roman *Singende Steine*: „Denn ohne Glauben gibt es keine Schönheit.“²¹ Die Steine und Flächen selbst finden wir hier zusammengefügt als stummen Lobpreis Gottes, in den wir uns mit

21 POUILLON, *Singende Steine*, 101.

unserem Gebet, dem persönlichen wie dem gemeinschaftlichen, hineinstellen dürfen. Der Raum betet und strahlt Heiligkeit aus. Und wir beten als die lebendigen Steine darin. Und künden von der Größe, Herrlichkeit und Schönheit Gottes. Und in den dunklen Stunden, wenn die Wolken unser Herz bedrängen, können wir hier Trost finden. Auch dies findet sich in der Vision des Sehers von Patmos: Gott wird alle Tränen abwischen (Offb 21,4). Dort sollen wir Wohnung finden, Heimstatt, im Wissen, dass wir dort nicht allein sind. Unsere Kirchen sollen, erfüllt vom Gebet der Jahrhunderte, Hoffnungsorte sein: auch für jene, die die nicht glauben können, nicht mehr glauben können. Auch für jene, die die Kirchen und Klöster als museale Kulturwerke sehen. Auch für die Menschen, die voll Angst, Trauer, Wut und ohne Hoffnung eintreten. Die Kirche als ein Ort des Friedens, ein Ort, der den Frieden im Herzen schaffen möchte und schaffen soll, der Ort, an dem Der Auferstandene zu uns sagt: „Der Friede sei mit Dir.“

Erwartete.

Dort sind wir also auf ganz besondere Weise Erwartete: Gott wartet auf uns, er selbst will uns hier an diesen Orten begegnen; in besonderer Weise in der Liturgie. Deswegen ist Liturgie immer eine Feier des Lebens, denn es geht um unser Leben. Und wenn wir Eucharistie oder Abendmahl feiern – bei aller Verschiedenheit – so glauben wir daran, dass es Jesus selbst ist, der Gabe und Geber zugleich ist. Dass es Jesus ist, der uns heimsucht; denn er hat sich auch in uns eine Stätte gebaut. Dort will er wohnen, dort will er wirken.